

«Mir gefällt das Wort Lesbe nicht»

Ältere Frauen, die Frauen lieben, sind in unserer Gesellschaft bis heute nicht sichtbar. Erstmals blicken in einem Buch elf Schweizer Frauen über siebzig auf ihr Leben zurück. Darunter auch zwei ganz unterschiedliche Ostschweizerinnen.

KATJA FISCHER DE SANTI

Sie hat es versucht. Mit Viktor. Der Sex war zwar wenig befriedigend, die gemeinsamen Gespräche aber sehr. Vielleicht wären sie zusammengezogen, wäre da nicht die Sache mit den Hemden gewesen. Respektive Viktors Wunsch, dass Margrit seine Hemden bügle, und sich wenigstens ein bisschen so verhalten wie eine «normale» Frau. Für die St. Gallerin Signal genug, dass es mit ihr und Viktor nieklappen würde. «Warum sollte ich seine Hemden bügeln, er aber nicht meine Blusen?»

Heute ist Margrit Bernhard 81 Jahre alt. Einen Mann hat sie nie geheiratet, dafür viele Frauen geheiratet, war Schwulenmami für die St. Galler Jünglinge, führte eine Frauendisco in Zürich und ist engagierte Feministin.

Eine vergessene Generation

Es sind Geschichten wie jene vom Margrit, welche die Historikerin und Autorin Corinne Rufli in ihrem Buch «Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert» versammelt hat. Elf Lebensgeschichten von über siebzigjährigen, lesbischen Frauen in der Schweiz. Sie erzählen von einer Zeit, in der es kein Wort, keine Rechte und keine Treffpunkte für frauenliebende Frauen gab. Zum ersten Mal überhaupt erhält diese fast vergessenen Generation eine Stimme. Was sie zu erzählen haben, ist bewegend und erkenntnisreich. Es sind Biographien, die Konventionen sprengen und von der grossen Enge in unserem Land erzählen.

Wie bei der religiös erzogenen Eva Schweizer. Fast ihr halbes Leben wartete sie darauf, dass Gott, wenn er sie schon für diesen Mann bestimmt hatte, die Liebe für diese Beziehung nachliefern würde. Er tat es nicht. Sie heiratet diesen Mann trotzdem, schluchzte vor dem Altar, entwickelte Allergien und eine Depression. Erst mir 40 Jahren wagte sie ihren eigenen Wünschen nachzugeben, verliess Mann und Kinder und verliebte sich in Karin. Bis heute sind die beiden Aargauerinnen ein Paar.

Jazzmusikern Irène Schweizer hingegen wusste schon als Zwölfjährige, dass sie nie einen Mann heiraten würde. Mit 19 Jahren verliebte sie sich in eine



Bild: Liva Tresch

Tabuisiert und stigmatisiert – und doch immer da: Lesbische Frauen in den 1960er-Jahren in der Schweiz.

Frau, ohne zu wissen, was es hieß, lesbisch zu sein. «Ich weiß nicht mehr, wie wir es nannten.» So erging es vielen Frauen. Sie verliebten sich immer wieder heimlich in Lehrerinnen, Freundinnen. Schämten sich für ihre Gefühle, versuchten sie zu verstecken – aus Angst, als verwirrt und abnormal zu gelten.

Feminismus und Frauenliebe

Eine grosse Einsamkeit und viele Selbstzweifel prägten ihr Leben. Oder wie es Karin Rüegg (77) formuliert: «Frauenliebe gab es nicht, es gab mich nicht.» Lesbische Frauen seien bis weit in die 1980er-Jahre weder gesellschaftlich akzeptiert noch sichtbar gewesen, schreibt denn auch Autorin Corinne Rufli in ihrer

Einleitung. Man wisse von einer Organisation lesbischer Frauen in den 1930er-Jahren, doch diese löste sich schnell wieder auf. «In der bürgerlichen Schweiz gab es keinen Platz für lesbische



Margrit Bernhard

Frauen.» Erst mit dem Frauenstimmrecht und der Erstarkung der Frauenbewegung in den 1970er-Jahren kam die Lesbenbewegung in Schwung. In den neu gegründeten Frauentreffs trafen lesbische Frauen erstmals auf Gleichgesinnte. Feminismus und Frauenliebe, das wird einem bei der Lektüre dieses Buches klar, waren in den bewegten 1970er-Jahren eng miteinander verknüpft.

Lesbe als Schimpfwort

Dass auch dies nicht ohne Probleme abließ, schildert die St. Gallerin Margrit Bernhard. «Wenn ich als Lesbe direkt diskriminiert worden bin, dann am ehesten in dieser Zeit und von heterosexuellen Frauen.» Viele

Frauen.» Erst mit dem Frauenstimmrecht und der Erstarkung der Frauenbewegung in den 1970er-Jahren kam die Lesbenbewegung in Schwung. In den neu gegründeten Frauentreffs trafen lesbische Frauen erstmals auf Gleichgesinnte. Feminismus und Frauenliebe, das wird einem bei der Lektüre dieses Buches klar, waren in den bewegten 1970er-Jahren eng miteinander verknüpft.

Lesbe als Schimpfwort

Dass auch dies nicht ohne Probleme abließ, schildert die St. Gallerin Margrit Bernhard. «Wenn ich als Lesbe direkt diskriminiert worden bin, dann am ehesten in dieser Zeit und von heterosexuellen Frauen.» Viele

engagierte Frauen hätten Angst gehabt, als Lesben abgestempelt zu werden. Wohl auch, weil es den Männern ein Stück weit gelungen war, den weiblichen Wunsch nach Gleichberechtigung als «Lesbenzeug» abzutun.

Irgendwann war es egal

Margrit Bernhard war selbst an vorderster Front dabei, organisierte gut florierende Tanzabende für Frauen. Bis es ihr zu dumm wurde. «Ich wollte doch lesbische Politik machen! Und nicht eine Kuppelshow für Frauen organisieren.» Bernhard begann für die SP zu politisieren, sass zehn Jahre lang im St. Galler Kantonsrat, unterrichtete in Rorschach am Lehrerseminar. Offizielle geoutet habe sie sich nie. «Irgendwann war es mir einfach wurscht.» Probleme habe sie deswegen nie gehabt.

Die St. Gallerin gehört zu den wenigen im Buch porträtierten Frauen, die sich selbst als lesbisch bezeichnen. «Mir gefällt das Wort Lesbe nicht, es hat etwas Abschätziges», sagt hingegen Rita Kappeler. Die gebürtige Rorschacherin hat ihren unehelichen Sohn alleine grossgezogen. Und hat wie viele Frauen zu dieser Zeit ihr Frauenliebe offen, aber nicht öffentlich gelebt. «Wir umarmten uns nicht vor der Familie. Das hätten wir uns nie getraut.»

Stille Kämpferinnen

Margrit und Rita, Eva und Karin und auch alle anderen elf Frauen in Corinne Rufis Buch sind nicht in erster Linie Lesben, sie sind vor allem Kämpferinnen. Die einen laut mit Transparenten und Parolen, die anderen still und privat. Ihre Biographien zeugen von einem grossen Willen. Dem Willen, sich als Frau nicht klein und unsichtbar machen zu wollen, sich das Leben nicht vom Vater, dem Ehemann oder dem lieben Gott diktionieren zu lassen. Sie verdienen dafür grossen Respekt.

Corinne Rufli: Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert. Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen. Verlag Hier und Jetzt, 2015

Lesung mit Autorin und einer Porträtierten: Sonntag, 14. Juni, 17 Uhr Frauenpavillon, Stadtpark St. Gallen

Hünenberg-Pfeil stammt nicht aus der Schlacht

Der Hünenberg-Pfeil soll vor 700 Jahren in der Schlacht am Morgenstern eine bedeutende Rolle gespielt haben. Eine Altersbestimmung des Pfeils durch die ETH Zürich zeigt nun jedoch, dass er jüngerer Datums ist. Heute befindet sich der Pfeil, den Heinrich von Hünenberg der Sage nach über die Befestigungsanlage bei Arth SZ geschossen hat, um vor dem bevorstehenden Angriff der Habsburger zu warnen, im Besitz der Unterallmeind Korporation Arth. Zusammen mit einem Zeugnis der Familie Zay aus dem Jahr 1862, das die Echtheit des Pfeils belegen soll, wird er öffentlich ausgestellt.

Eine Begutachtung zeigte, dass die Geschossspitze frühestens in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert werden kann. Im Auftrag der Wissenschaftsabteilung «Einstein» von SRF hat die ETH den Holzschaft des Bolzens mit der Radiokarbonmethode untersucht. «Das Gutachten der Forscher bestätigt: Der legendäre Armbrustschuss, sollte es ihn überhaupt gegeben haben, erfolgte wohl kaum mit diesem Geschoß.» (sda)



Bild: pd

Männliche Fische verweiblichen

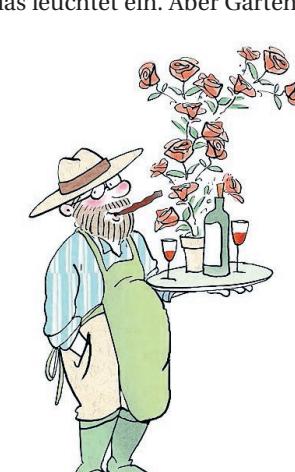
Männliche Fische in Europas Hochgebirgsseen verweiblichen. Zu diesem Schluss kommen Zoologen aus Tirol und Spanien. Ursache seien hormonelle aktive Umweltgifte, die aus der unteren Schicht der Erdatmosphäre in diese entlegenen Ökosysteme gelangen. «Wir haben festgestellt, dass sogar in den abgelegenen Hochgebirgsseen in der Hohen Tatra sowie den Pyrenäen Fische einer dauerhaften Belastung an Umweltchemikalien ausgesetzt sind», sagt Reinhard Lackner. Diese hormonwirksamen Umweltchemikalien wirken wie das weibliche Sexualhormon Östrogen. (sda)

IM GRÜNEN BEREICH

Der Traum von der Stille

Hüfthoch stand das Gras bereits, es war ein wundervolles Bild urbaner Wildnis, und am Morgen, wenn die Sonne zwischen den Bäumen hindurch mit silbernem Glanz über die blühenden Grashalme strich, war es besonders schön. Ich war also insgeheim nicht unglücklich, dass der Phantomgärtner seine Arbeit vernachlässigte.

Dann kam er doch noch. Nicht als Phantom während meiner Abwesenheit diesmal, sondern ganz real, als ich zu Hause sass. Bevor ich ihn sah, hörte ich ihn. Es war dieses unglaublich giftige, scharfe Sirren der Profimärschinen zum Schneiden von Wiesrändern. Da wurde mir bewusst, mit welch unglaublichem akustischem Brimborium wir unseren Gärten zu Leibe rücken. Schon ein sim-



pler Amateur-Rasenmäher macht ja einen absolut unverhältnismässigen Lärm angesichts dessen, was er vollbringt.

Dass das Aufreissen einer Strasse mit Lärm einhergeht, das leuchtet ein. Aber Garten-

arbeit? Der Garten ist doch der Inbegriff von Stille. Während Wochen treiben Gräser und Pflänzchen ihr Grün in die Höhe und in die Breite, unspektakulär und doch zielstrebig – und dann kommt der Mensch und setzt dem wundersam stummen Wachsen mit einer Dezibel-Orgie ein abruptes Ende.

Der Morgenstund bestärkte mich im Vorhaben, es einmal selber zu probieren und eine Sense anzuschaffen. Nichts als das leise, gemächliche sss des Sensenblattes im weichen Gras!

Und das Surren der Schwielen am Abend ist sicher beglückender als das Pfeifen im Ohr, das der Rasenmäher zurücklässt.

Ach, es ist leicht träumen, wenn andere gerade wieder für einen die Arbeit erledigt haben.

Beda Hanemann

Die Idee von der Magerwiese

J a, den Traum von der Stille, den träumte ich früher auch gerne. Damals, als ich noch in der Stadt wohnte und allen Ernsten glaubte, auf dem Land, da sei sie noch zu finden, diese wohltuende Stille. Ich stellte mir vor, dass man dort dem Gras beim Wachsen zuhören könne. Falsch gedacht: Denn ebendiese Gras muss ja von der ansässigen Landbevölkerung permanent beim Wachsen gehindert werden. Und zwar mit allen Mitteln! Jeder Halm, der es wagt, sich über die Normlänge von ein-einhalf Zentimeter zu erheben, wird gnadenlos abrasiert. Als ob sonst die sofortige Verwildering des ganzen Grundstücks drohen würde. In vegetativ günstigem Klima, wie es gerade jetzt herrscht, kann es also durchaus vorkommen, dass Nachbars

Rasenmäher zweimal wöchentlich angeworfen wird. Gerne abends, gerne samstags, gerne über Stunden.

Ja, wer denkt, eine grössstmögliche Rasenfläche erleichtere das Leben, hat sich wortwörtlich geschnitten. Oder hat



sich bereits einen Rasenmäher-Roboter angeschafft. Bleibt aber immer noch das Vertikutieren, Düngen und Bewässern, damit aus einer Wiese ein Rasen wird und es auch einer bleibt.

Wir versuchen gerade den umgekehrten Weg. Aus Naturliebe und Faulheit (beides ergänzt sich in einem naturnahen Garten ganz vortrefflich), lassen wir die Wiese im Vorgarten seit zwei Jahren bis mindestens Mitte Juni ungestört wachsen. Subventionen kriegen wir dafür keine. Aber etwas erspiessliche Artenvielfalt in Form von Margeriten und Schmetterlingen erhofften wir uns schon. Nun, eine Margerite konnten wir noch nicht sichten. Löwenzahn und Hahnenfuss fühlen sich aber schon sehr wohl.

Katja Fischer De Santi